**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 30 (1926-1927)
**Heft:** 24

**Artikel:** Der Seiler von Villeneuve
**Autor:** Chappuis, Edgar
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-670896

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 23.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

L. Kriegbaum Nbg.

## Was ist die hellste Krone.

Was ist die hellste Krone,
Was strahlt durch Raum und Zeit,
Was ist der Menschheit Zierde?
„O Mensch, die Menschlichkeit."

Gebunden nicht an Sprache,
An Reichtum nicht und Ruhm,
Ist Menschlichkeit das Höchste
In unserm Menschentum.

Sie fordert kein Bekenntnis,
Fragt nicht, ob Jud, ob Christ,
Fragt nicht, ob du vom Norden,
Ob du vom Süden bist.

Sie fragt nur: Tust als Mensch du
Am Menschen deine Pflicht,
Siehst du in ihm den Bruder,
Hilfst du ihm hin zum Licht?

Suchst du ihn zu verstehen
In seiner dunklen Not?
Gibst willig ihm, was Liebe,
Was Milde dir gebot?

O Menschlichkeit, du Krone,
Du klarster Lebensschein,
Ein Armer kann dein Träger
Und durch dich König sein.

Johanna Siebel.

## Der Seiler von Villeneuve.

Von Edgar Chappuis.

Im Dufte des Morgens breitete sich tiefblau der Genfersee, und den Savoyerbergen entlang zogen sich lichte, weiße Nebel.

Rudolf Kunz und sein Sohn Jean schritten nebeneinander der Seilerei entlang. Ein jeder hatte sich einen Haufen Hanf vorgebunden, den er in rhythmischem Gleichtakt abwikkelte und mit geschickten, berufsgewohnten Händen kunstvoll zum langen Seile drehte. Die beiden Männer schritten baarhäuptig und schweigsam dahin, nur auf ihre Arbeit blickend. Die Sonne schien auf ihre wettergebräunten Gesichter und verlieh ihren ruhigen, blauen Augen einen warmen Glanz.

Länger und länger wurde das Seil, und immer noch gingen sie dem schmalen Landstreifen entlang, der sich zwischen dem felsigen Seeufer und der Böschung der Simplonlinie dahinzog.

Von Zeit zu Zeit donnerte auf blanken Schienen ein Expreßzug vorbei. Köpfe fremder Menschen sah man aus Wagenfenstern in die schöne Welt hinausschauen, Kinderhände winkten den beiden zu und das Bild aus einer fernen Welt, der Gruß der andern, war vorüber und ließ sie wieder allein mit der Natur und ihrem Tagewerk.

So schritten sie Stunde um Stunde, kaum sprechend, kaum den Blick erhebend. Sie hatten schon einige hundert Meter Seil vollendet, aber noch immer durfte die Arbeit nicht ruhn, denn das Geschäft blühte, und es fehlte nicht an Bestellungen. Bald hieß es in einen der vielen Hotelpaläste von Montreux Waschseile

liefern, bald wieder kam eine Bestellung für Schiffstaue, die die großen Barken benötigten. Dann wieder handelte es sich um dünne Packschnur, für welche die Geschäfte immer Absatz fanden.

Die Sonne brannte schon tüchtig hernieder und wärmte den beiden, je nach welcher Richtung sie schritten, bald den Rücken, bald das Gesicht. Groß und wie träumend lag der weite See vor ihnen ausgebreitet. Sie liebten ihn, denn er gehörte zu ihrer Heimat. Doch nicht immer hatte er seine schöne Feierstunde. Er konnte auch toben und seine Gischtwellen bis hoch über die Ufersteine hinaufschleudern, daß die beiden bei ihrer Arbeit mit Wasser besprüht wurden. Doch auch dann war es schön, dem Toben und Branden zuzusehen, dem Wettlauf der jagenden Wolken am Himmel und dem unruhigen, wilden Krächzen der weissen Möwen zuzuhören, die sich über die Wellenkämme stürzten. —

Als junger Bursche war Rudolf Kunz aus dem Bernischen nach dem Welschland gezogen, hatte sich dort eine Einheimische zum Weibe geholt und übte nun mit seinem einzigen Sohne Jean, einem braven und arbeitsamen Burschen, den Beruf aus, den er vom Vater selig übernommen hatte. Die Gegend um Villeneuve war ihm zur zweiten Heimat geworden, kaum, daß er sich ab und zu nach seinem Heimatdorfe im bernischen Mittellande zurücksehnte. Er hatte sein gutes Auskommen, war allgemein geachtet und beliebt und konnte sich auch sonst nicht beklagen.

Nur dem Jean schien manchmal etwas im Kopfe zu rumoren. Es war jedoch bei seiner Schweigsamkeit nicht seine Art sich auszusprechen. Ruhig und gemessen tat er seine Pflicht. Aber wenn die warmen Sommerabende sich über den See ausbreiteten, wenn der Duft dunkler Rosen von halbzerfallenen Mäuerlein kam und irgendwo eine Nachtigall in einem Baume sang, überkam den jungen zwanzigjährigen Burschen ein Sehnen nach der Fremde, nach Neuem und ganz besonders nach einer andern Betätigung, als dieses fortwährende stille Einerlei, in dem ein jeder Tag dem andern glich, ohne Abwechslung und Eigenart.

Von der uralten Kirche in Villeneuve schlug es zehn Uhr. Vater Kunz wischte sich den Schweiß von der Stirn, wusch seine Hände im See, trocknete sie an der vorgebundenen Schürze und setzte sich dann auf einen besonnten Stein, um den Morgenimbiß zu sich zu nehmen, der aus Wein, Brot und Käse bestand. Jean setzte sich neben ihn. Er schaute auf den See hinaus, auf dem gegen Vevey zu ein weißes Segel sichtbar wurde, das vom frischen Ostwind getrieben, seeabwärts fuhr.

Wenn man doch so mitfahren könnte, irgendwohin ins Ungewisse! Aber statt dessen hieß es tagaus und ein diese paar hundert Meter Strand ablaufen und Seile verfertigen, endlos, sinnlos bis zu seiner letzten Stunde! War das das Leben, lohnte sich solch eine Existenz? War man nicht zu etwas anderem, etwas Höherem bestimmt? —

Vater Kunz hatte Appetit bekommen, aß und trank tüchtig und forderte den Sohn auf, desgleichen zu tun.

„Ein schönes Stück Arbeit, Jean, nicht wahr? Das gibt wieder Geld, und die Saison läßt sich auch für uns gut an."

Der Sohn nickte nur zerstreut auf die Worte des Vaters. Was sagte ihm der Verdienst? Erleben wollte er etwas. Wissen, daß es noch anderes als Seile, Taue und Schnüre gab, für das man auf der Welt war. Seine blauen Augen sahen beinahe traurig in die Weite. Der Vater merkte es, sah ihn von der Seite beobachtend an und meinte dann:

„Und die Marion? Hast sie schon lange nicht mehr gesehen? He? Mußt am Sonntag nach Territet hinüber. Es wird sie und den Alten freuen."

Bei diesen gutgemeinten Worten leuchteten Jeans Augen auf. Die Marion. Ja, ja! Man hatte doch einen Schatz. Das Leben war ganz recht, doch waren sie ja noch nicht einmal verlobt, und Gott wußte, wann sie erst Mann und Frau sein würden! — —

Zerstreut kaute Jean an seinem Bissen Brot und trank einen Schluck Wein. Dann sah er den Vater prüfend an. Aber diesmal vermochte er es, aus sich herauszukommen.

„Ich möchte etwas nützen, etwas erleben, Vater. Ich möchte nicht mein ganzes Leben auf ein und demselben Fleck verbringen, beinahe eine Maschine, wie das hölzerne Rädchen unserer Seilerei, welches sich Stunde um Stunde gedankenlos dreht und die Seile abwickelt. Ich möchte fühlen, daß ich zu etwas da bin, Vater!"

Beim sonntäglichen Kegelspiel. Phot. E. Meerkämper, Davos.

Die letzten Worte hatte er beinahe herausgeschrien, die Hände ineinandergekrampft, die Augen geschlossen und dann wieder weit offen den Blick in die Ferne gerichtet.

Nun schwieg er. Auch der Vater mußte sich besinnen, ehe er Antwort gab. Er war erstaunt, war beklommen. Was fehlte denn dem Sohne? War er nicht glücklich? Teilten sie nicht den Erlös ihrer Arbeit zusammen und hatten bereits ein jeder einen schönen Sparpfennig auf der Bank von Montreux? Wollte der Junge gar ein Herr werden? Wo ging denn das hinaus? — —

Leise plätscherten die Wellen ans Ufer. Eine Möwe flog herbei, setzte sich auf einen Felsen am Ufer, putzte ihr Gefieder, schaute aus runden, schwarzen Äuglein zutraulich die beiden an und flog dann mit kurzem, frohem Geschrei in den blauen Himmel.

„Sieh, Vater, auch sie bleibt nicht immer auf ein und demselben Fleck. Sie fliegt hierhin und dorthin, sie ist frei, sie weiß, daß die Weite herrlich ist."

Rudolf kraute sich im leicht ergrauten Haare. Dann spuckte er weit aus, als wollte er sich damit Mut machen und antwortete langsam und gedehnt:

„Willst wohl fort, Sohn, und deinen alten Vater allein lassen?"

„Fort? Das nicht gerade. Nur etwas anderes, etwas erleben, wie ich dir sagte."

„Erleben? Aber ist denn nicht ein jeder neue Tag, den Gott werden läßt, ein Erlebnis, ein Wunder? Ist nicht diese ganze Gegend so schön, daß allein ihr Anblick uns mit Dank erfüllen muß? Bist du selber, Jean, nicht gesund und hast es gut bei deiner Mutter und mir und später bei deiner geliebten Marion?"

Jean erhob sich. Er wußte, daß ihn der Vater nicht verstehen würde. Er gehörte einer andern Zeit mit andern Ideen an. Von Kind auf hatte er nichts anderes gewußt, nichts anderes gekannt, als die Seilerei. Nun, da er gut verdiente und langsam ein kleiner Wohlstand kam, war er es so zufrieden und verlangte nichts anderes für sich und seinen Sohn,

der nach seinem Tode selbstverständlich das blühende Geschäft, das sich jedes Jahr vergrößerte, übernehmen und weiterführen würde. Sehnsüchte kannte und verstand der Alte nicht. So etwas blieb ihm fremd und unverständlich. So mußte er sich wohl noch gedulden, mußte hoffen und warten, ob nicht einmal ein Ereignis eintrat, eine Wendung, ein Lichtpunkt.

Wieder arbeiteten die Beiden schweigsam Seite an Seite.

Es war ein schönes Bild, die starken großen Männer, die gleichmäßig und ruhig am Rande des Sees dahinschritten; es lag wie Musik in ihren Bewegungen, die gut in die sie umgebende Natur voller Herbheit und Größe paßte. Als der Abend kam und die Sonne gegen Genf zu in den Wellen versank, noch einmal die Landschaft in einen roten Gluthauch tauchend, schritten die Beiden dem kleinen, rosenumwucherten Häuschen zu. Das Tagewerk war vollendet. Der Feierabend winkte und nun kamen die Sterne herauf, einer um den andern, und vom See her klangen muntere Lieder der Freude.

Jean löffelte seine Suppe, aß Fleisch und Kartoffeln. Dann erhob er sich und schritt auf die Landstraße. Er wollte mit seinen Gedanken allein sein. Hier war Betrieb und Leben. Auto um Auto flitzte vorüber, elegante Fremde schlenderten lachend und plaudernd an dem jungen Burschen vorbei, junge Mädchen zogen Arm in Arm schäkernd ihre Straße und schauten ihn aus lachenden Augen an. Dazu bimmelten die blauen Straßenbahnwagen, vollgepfropft von Menschen, Montreux zu, den Vergnügungen im Kursaal und den Kinos entgegen.

Was sagte ihm das alles? Das war ja nur Selbsttäuschung, war nur Augenblicksvergessen der Wirklichkeit, in die man gestellt war!

Jean lief und lief. Nach der Hitze des Tages tat ihm die Kühle der Nacht gut. Er kam auf das freie Feld, bog in einen Seitenweg ein und stieg eine Anhöhe, die mit Buchenwald bewachsen war, hinan. Dort setzte er sich unter einen breitästigen Baum und sann vor sich hin. Vater hatte ganz recht. Er sollte sich nicht beklagen und mit seinem Lose zufrieden sein. Bald war ja auch wieder Sonntag. Da wollte er zu Marion nach Territet, wollte sich des frischen, jungen Mädchens freuen, das er so lieb hatte und das er sich zu seiner Ehelieb-sten auserkoren. Warum immer so unruhig? Warum sich nicht zufriedengeben? Man konnte nicht immer erreichen, was man sich in phantastischen Träumen ausgesonnen hatte. Das Leben war nun einmal nüchtern und verlangte Arbeit und Pflichterfüllung. Mit den Träumen kam man nicht weiter. Die führten zu nichts. —

Lange saß Jean unter dem Baume. Über ihm dehnte sich in unendlicher Weite der sternenbesäte Himmel, zu seinen Füßen lag schlafend der See, von dessen dunkel schimmernder Fläche ab und zu einige abgerissene Töne eines Liedes oder einer Ziehharmonika tönten. Es war friedlich und schön, es war geruhsam; nur zu still, für das wilde, ungestüme Drängen des Jungen mit der Sehnsucht nach etwas Neuem im Herzen. Spät in der Nacht trat er den Rückweg nach Hause an. Dort fiel er bald in festen, traumlosen Schlaf und vergaß seine Sehnsucht, sein Bangen und Unruhigsein.

* * *

Wochen und Monate waren vergangen. Die Tage reihten sich in gleichförmigem Einerlei einer an den andern. Auf Regen folgte Sonnenschein, auf die Arbeit Ruhestunden. Jean verrichtete willenlos, beinahe stumpfsinnig seine Arbeit. Hin und wieder ging er zu Marion und sprach ihr von seinen Plänen, seinen Hoffnungen, doch auch sie schien ihn kaum zu verstehen. Es ging ja alles gut, er hatte seinen Verdienst, sein schönes Auskommen. Wenn sie nur bald heiraten könnten. Dann war alles gut. Es mochte ja sein, und Marion würde wohl recht haben. — — Warum verließ ihn denn diese quälende Unruhe nicht, warum sehnte er sich immer nach irgend etwas Unbekanntem, er wußte selber kaum nach was? — So tat er sein Tagewerk, arbeitete fleißig und strich dabei auch manch Lob des zufriedenen Vaters ein, das ihn gleichmütig ließ. Er fügte sich in sein Los. Bald hatte er ja genug zusammengespart, um seine junge Frau heimführen zu können. Das war wenigstens ein Ziel, ein Lebenszweck. —

Den schönen Sommertagen waren die ersten Herbststürme gefolgt. In den Weinbergen standen prall und groß die Trauben, und schon begann da und dort unter frohen Gesängen die Weinlese, die Gutes versprach. Auf sonnige, goldene Herbsttage mit Duft und zauberischen

Farben folgten regnerische Wochen mit Wind und kühler Temperatur. Jean war es gleichgiltig, was für Wetter herrschte. Er mußte doch vom frühen Morgen bis in die Nacht bei seinen Seilen stehen, mußte maschinenmäßige Hantierung tun und durfte sich nicht seinen zwecklosen Träumereien, die bloße Hirngespinste waren, hingeben.

Wieder schritt er an der Seite des Vaters den schmalen Uferweg entlang, einen Haufen Hanf vor sich, den er mit geschickten Händen zu einem endlos scheinenden Seile wand. Beinahe ingrimmig sah er auf seine Finger, die sich gleichmäßig bewegten und schafften und darunter nicht einmal zu leiden schienen, so gewöhnt waren sie daran. Der Vater schritt trotz seiner Jahre rüstig aus. Er sah weder nach links, noch nach rechts und hatte nur Interesse für sein Seil, das schön und neu, glatt und hellgelb länger und länger wurde; ein gutes, rechtschaffenes Stück Arbeit, prima Ware, die ihren Käufer fand. Und Jean mußte unwillkürlich denken, wozu er sich eigentlich abmühte. Irgendwo in einem Geschäft in Montreux stand eine feine fremde Dame, die irgend eine Kleinigkeit, ein albernes Andenken gekauft hatte. Und nun benötigte man Packschnur, um ihr das Gekaufte fein säuberlich einzupacken und zu verschnüren. Dann wieder trocknete irgendwo auf einer Hinterterrasse eines Hotels feine spitzenbesetzte Fremdenwäsche und baumelte auf seinen Waschseilen lustig am Winde. So sinn- und zwecklos, so dumm kam ihm das alles vor, trotzdem es ja auch sein mußte. Der Vater dachte bei der Arbeit wenig, schien es ihm. Er berechnete vielleicht, was er auf Monatsende für Einnahmen haben würde. Er dachte an den nahenden Winter, daß man Brennmaterial anschaffen müßte. Vielleicht dachte er sogar ein ganz klein wenig an den jungen Wein, den er bestellt, aber nur so nebenbei, denn damit konnte man sich in den Mußestunden abgeben. Beinahe mit Neid betrachtete Jean den Vater, der so selbstzufrieden, so in sich gefestigt war und vom Leben nichts anderes verlangte, als was es ihm gewährte. Ein Stück guter alter Zeit steckte noch in dem Manne, der nichts vom Drängen der Jungen ahnte.

Schnurgerade, wie die neuen Seile, an de-

Plazidus-Prozession in Disentis. Phot. E. Meerkämper, Davos.

nen sie arbeiteten, lief der Bahndamm links und rechts in die weite Ferne. Bahnzüge donnerten an ihnen vorüber. Auf ihren Wagen standen die Namen ferner, fremder Städte: Milano, Venezia, Trieste, Belgrad, Bukarest, Konstantinopel; eine ganze Märchenwelt des Orients, die man noch aus der längstvergangenen Schulzeit kannte. Jean blickte den vorbeieilenden Wagen nach, die so leicht und schnell dahinfuhren, am kleinen schmalen Landstreifen am Ufer des Genfersees vorbei, als kämen sie bei auch nur kurzem Verweilen hier zu spät an ihr fernes Ziel.

Der Orientexpreß sauste vorüber. In der Sonne funkelnde Fenster, eine lange Reihe sauberer, mächtiger Wagen, ein Donnern und Rattern, ein schriller Pfiff, und wieder war alles wie vorher: still und einsam, gleichförmig und altbekannt, wie seit Jahren. Die Wellen plätscherten leise an die Ufersteine, die Seile dehnten sich gestreckt und neu in die Länge, der Fahrdamm stand da, und seine zwei blanken Eisenschienen zitterten nur noch ganz leise von der Erschütterung des vorbeigefahrenen Zuges. Rings standen die Berge, groß und schweigend, nebelverhangen, kühl und grau. Der Himmel wölbte sich niedrig und sonnenlos, die Landschaft war düster, und sachte fiel Tropfen um Tropfen hernieder. Doch das Wetter schlug bald in Sturm um. Rasche, kurze Windstöße pfauchten grimmig über den See, auf dem sich die ersten weißen Gischtwellchen zeigten. Er rüttelte am Tauwerk, das sorgsam ausgespannt war, fuhr pfeifend durch die Seile, als wolle er auf gewaltigen Saiten singen, rüttelte an der Gewandung der beiden Männer, die sich durch ihn nicht aus dem Gleichgewicht bringen ließen. Nur etwas schneller schritten sie dahin, um vor dem gröbsten Wetter noch die beinahe vollendete Arbeit fertig zu bringen und am Trockenen zu bergen.

Immer mächtiger tobte der Wind. Orkanartig fegte er nun über den See, der fast schwarz geworden war. Die Berge waren hinter dichten Wolken verschwunden. Wasser und Himmel schienen in eines vermischt und der immer stärker strömende Regen schlug den beiden peitschend ins Gesicht. Auf dem See, nahe am Ufer, fuhr sorglos und stolz einer der großen Genferseedampfer Villeneuve zu. Der starke Wellengang focht ihn nicht an. Wehe aber den verspäteten Booten, die noch draußen auf der Flut waren! — —

Das Seil war fertig. Vater Kunz wischte sich die Hände an der Schürze, rollte sorgfältig das Seil ab und schritt dem Häuschen zu. Jean folgte ihm, seinerseits ein fertiges Seil zusammengewickelt in den Händen. Der Regen prasselte hernieder, der Wind war zum Sturm geworden. Jean mußte an den enteilenden Zug denken. Schneller als das Wetter glitt er sausend dahin, blauen Fernen, dem Weltmeere zu. Die Reisenden würden die Fenster schließen, würden es sich auf ihren Polstern bequem machen, ein Schläfchen tun, die Nacht durchreisen und am folgenden Morgen irgendwo in einer großen, menschenerfüllten Stadt aussteigen, in einem fremden Lande mit andern Sitten und Gebräuchen sein, um wieder weiter zu reisen, immer weiter. —

Der Wind rüttelte an ihm und riß ihm beinahe den Rock ab. Recht so! Das paßte zu seiner gegenwärtigen Stimmung. Es war doch einmal nicht Trägheit, nicht Ruhe. Es lebte, es tobte, es raste und zeigte seine Kraft.

Die Beiden waren unter die schützende Haustüre geschritten und standen nun im gemütlichen Wohnzimmer, wo sie sich ihrer nassen Oberkleider entledigten.

„Ein Hundewetter, das!“ brummte Rudolf. „Wie gerne hätte ich noch die gestrige Bestellung angefangen!“

Jean lächelte nur. Ihm war es gleichgültig, daß für heute die Arbeit ruhte. Er war ja doch nicht bei der Sache gewesen.

Wie sie nun am Tische saßen und Mutter Germaine die dampfende Schüssel zum Nachtmahl hereinbrachte, hörte man plötzlich vom See her langgezogene Hilferufe.

„Eine Barke in Not!“ schrie die Mutter.

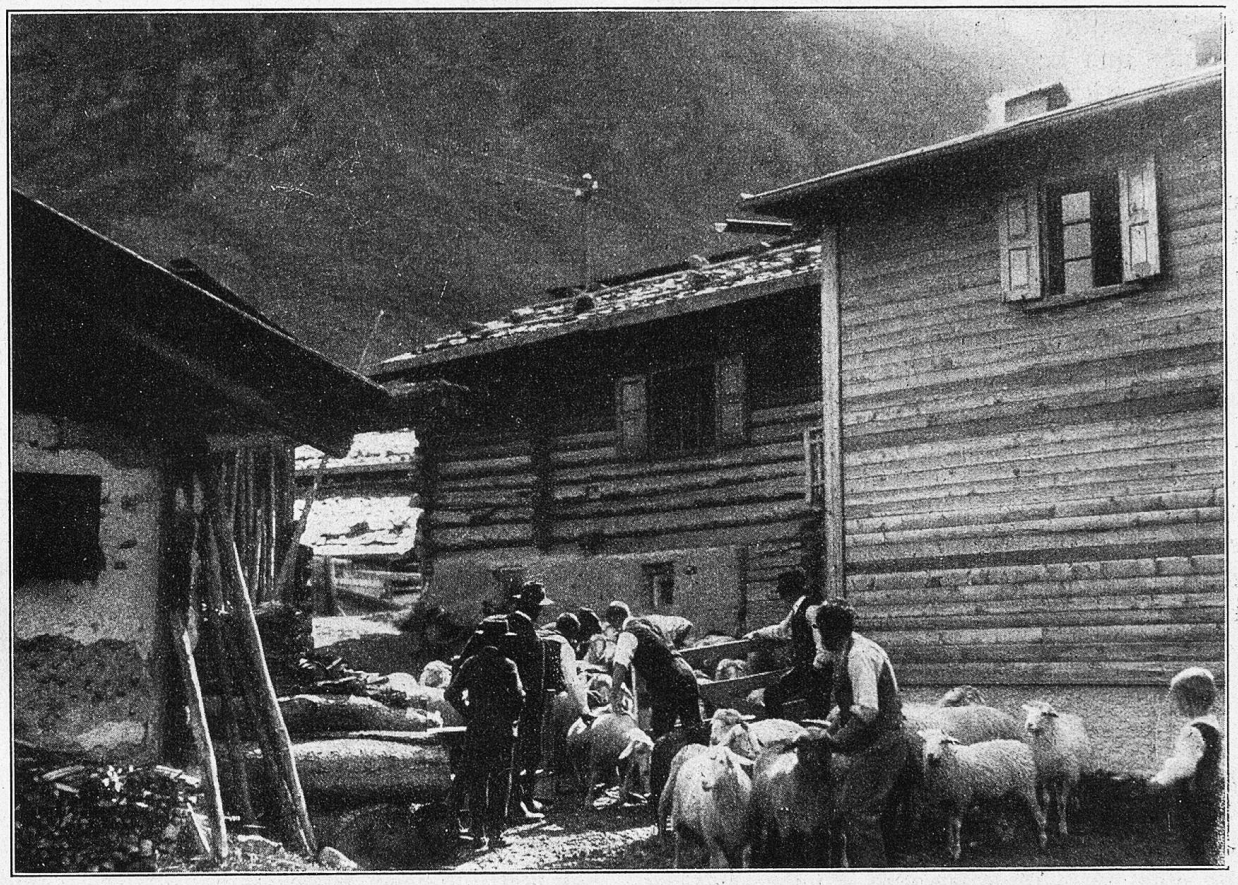
Jean war schon aufgesprungen und rannte ans Ufer, wo er einen kleinen Nachen befestigt hatte. Menschen in Not! Es galt unverzüglich zu handeln. Jean war wie im Fieber. Seine Pulse klopften, sein Gesicht flammte. Helfen, retten, sich betätigen, seine überquellende Kraft nützen! Der sonst so stille, friedliche See war kaum wieder zu erkennen. Meterhohe Wellen überstürzten sich am Ufer und zerbrachen donnernd im Gestein der Böschung. Nur schwach und selten noch klangen die Hilferufe vom See her, der schon in frühe Dämmerung getaucht war.

„Ein Tau, ein Tau!“ rief der Vater, der Jean nachgesprungen war und hielt ihm ein dickes, langes Tau entgegen.

Jean nahm es, stieg ins schwankende Boot, das wie eine Nußschale hin- und hergeworfen wurde, stemmte sich in die Ruder, und nun ging es auf Tod und Leben hinaus in das Toben der Elemente. Die Sturzbäche schäumten über das Schiffchen, das sich immer mehr mit Wasser füllte. Blitze zuckten auf, Donnerschläge widerhallten an den nahen Felswänden. Jean ruderte aus Leibeskräften, immer dem schwachen Wimmern, das manchmal erklang, entgegen.

Der Regen prasselte ihm in die Augen, daß er kaum sehen konnte. Das hinderte ihn aber nicht, mit verdoppelter Kraft die Arme zu gebrauchen und auf und ab, von Welle zu Welle ging es trotz Sturm und Wellengang pfeilschnell vorwärts, Rettung bringend.

Da! Blinkte da nicht im Zwielicht der steigenden Nacht etwas Helles auf? Das Schiffchen! Jean ruderte, daß ihm der Schweiß aus allen Poren brach. Seine sehnigen Arme schleuderten sich im Gleichtakt vor- und rückwärts. Noch zwanzig Meter! Er konnte schon die Insassen schemenhaft erkennen: ein junger Mann und ein Mädchen. Sie klammerten sich in verzweifelter Angst an den Rand des ruderlosen Schiffleins, welches hin- und hergeworfen wurde und jeden Augenblick umzukippen drohte. Jean steckte die Ruder ein, ergriff das lange Tau, schwang es einige Male wie ein Lasso um seinen Kopf und warf es dann in weitem Bogen nach dem kleinen Boot, aus Leibeskräften den andern zurufend, es zu erfassen und sich daran festzuhalten.



Schafschur-Trennung in Sertig. Phot. E. Meerkämper, Davos.

Die Beiden verstanden. Das Tau gelangte mit seinem andern Ende ins Boot und fiel klatschend auf den Boden. Zitternde, eiskalte, fast erstarrte Hände klammerten sich daran und hielten mit letzter Kraft fest, und währenddem ruderte Jean langsam und vorsichtig näher, bis die beiden Boote Seite an Seite lagen und es ihm gelang, den Mann und das junge Mädchen in sein Boot hinüberzuziehen, wo sie völlig er-

schöpft niedersanken, die Augen geschlossen, regungslos. —

Nun galt es, mit dreifacher Last zurückzurudern und sicher ans Ufer zu gelangen. Das Boot fuhr durch die Wellen. Ab und zu mußte Jean das eingedrungene Wasser ausschöpfen, dann legte er sich wieder ins Zeug und ruderte drauf los. Die spärlichen Lichter am Ufer schimmerten immer deutlicher. Schon war die Silhouette des dicken Kirchturms von Villeneue erkenntlich. Dort lag das Häuschen am Strande und lieb und freundlich glänzte das Licht im Küchenfenster. Noch einige kräftige Schläge und das Boot knirschte im Sande.

Die Eltern Jeans waren am Ufer und hoben das bewußtlose Mädchen sorgsam auf, trugen es ins Haus und betteten es warm. Der junge Mann war sofort wieder zu sich gekommen, als er seine Schwester und sich gerettet sah. Er stammelte in gebrochenem Französisch Worte des Dankes und wollte im Überschwang seiner aufwallenden Gefühle seinem Retter die Hand küssen. Doch dieser wehrte lächelnd ab. Hochatmend stand er da, die Augen leuchtend, froh, etwas geleistet, Menschen gerettet zu haben. Alle gingen ins Haus. Man rief ein Auto herbei, und wie sich die Beiden etwas erholt hatten, fuhren sie zu ihrem Vater ins Palace Hotel nach Montreux.

* * *

Warm schien die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Der Oktober hatte noch eine Reihe herrlicher Herbsttage gebracht. Überall in den Rebbergen war die Weinlese in vollem Gange und man hörte Jauchzen und Singen. Auf der Landstraße fuhren die Wagen, mit Fässern vollgetürmt, schwerfällig dahin. Auf ihnen saßen frohe Menschen, die einen mit Weinlaub bekränzt, andere singend und sich des Lebens freuend. Tiefblau und spiegelglatt dehnte sich der See, an dessen Ufer Rudolf und Jean Kunz in gleichem Schritt, Seite an Seite, ein Bild der Arbeit, ihre Seile verfertigten. Jean war heute nicht so düster wie sonst. Das Ereignis der vergangenen Nacht hatte wohltätig auf ihn gewirkt und sein Sehnen für einige Zeit gestillt. Ja, er schaute seine Seile und Taue sogar ganz liebevoll an, denn gestern hatte er erfahren, daß man bei seinem einfachen und stillen Handwerk doch zum Lebensretter werden konnte und ein selbstgefertigtes Tau gute Dienste zu leisten vermochte. So verrichtete er denn zufrieden und vor sich hinlächelnd die Arbeit. Auch Vater Kunz war weniger schweigsam als sonst. Er freute sich seines Sohnes und begann immer wieder von den beiden jungen Fremden zu reden, die sich so dankbar gezeigt. Wie sie so dahinschritten, sich des schönen Tages freuend, fuhr ein elegantes Privatauto heran, ratterte über die Bahnüberführung direkt vor Kunzens Haus und blieb stehen. Ein älterer Herr entstieg ihm und darauf folgten zwei junge Leute, die Jean bereits von gestern kannte. Mit ausgestreckten Händen trippelte der alte Herr auf die beiden Männer zu und schüttelte ihnen herzlich die Hand.

„Da sind Sie ja, Sie lieber, guter Lebensretter meiner Kinder!"

Jean sah verwirrt vor sich hin. Ach, es war ja nicht der Rede wert! Man hatte seine Pflicht getan, man war ja mit dem See von Kindsbeinen an vertraut, man war einfach hinausgefahren, als man die Hilferufe vernommen und zur rechten Zeit gekommen und damit basta! Doch der alte Herr erklärte sich mit dieser kurzen Erklärung durchaus nicht zufrieden. Er schüttelte Jean und seinem Vater immer wieder die Hand und dankte ihnen für die wunderbare Rettung. Das junge Fräulein und ihr Bruder standen dabei, heute frisch und froh und von dem ausgestandenen Schrekken gut erholt und ausgeschlafen, und unterstützten den Vater bei seinen Dankesbezeugungen. Schließlich kam es darauf heraus, daß Junker van Goos, der Vater der Geretteten, darauf bestand, Vater und Sohn zu einer kleinen Rettungsfeier, wie er es nannte, ins Palace einzuladen. Der alte Kunz wehrte entsetzt mit den Händen ab. Wie, er einfacher Mann, sollte in dieses feine Hotel? Nimmermehr! Das schickte sich nicht. Der da, der Jean, mochte meinetwegen mitfahren, wenn es ihm Spaß machte. Aber er, oh nein, das ging nicht! Die drei bettelten und baten so gemütlich und freundlich, bis schließlich Jean, feuerrot im Gesicht, einwilligte, nicht ohne vorher beteuert zu haben, daß er auch in seinem Sonntagsgewand eine gar dumme, unpassende Figur im Palace abgeben würde. Es half nichts. Der lustige alte Herr und seine Kinder ließen nicht los, und so mußte er sich denn unverzüglich ins Haus begeben und umziehen. Das Auto wartete, man würde sogleich nach Montreux fahren. Wie Mutter Kunz es

vernahm, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen.

Aber nein, so etwas! Ihr Jean im Palace! Ging denn das auch mit rechten Dingen zu? Aber im Herzen war sie doch unbändig stolz auf ihren Buben und sie half ihm noch, sich recht schön zu machen, zupfte ihm die schwarze Krawatte zurecht, kämmte sein etwas widerspenstiges Haar, auf das sie noch zu aller Vorsorge etwas von ihrem eigenen, sorgsam behüteten Birkenhaarwasser goß, damit es doch glänze, und entließ ihn dann, ihm noch lange unter der Haustüre nachblickend, wie er bescheiden im Auto saß und kaum den Kopf heben durfte.

Dort angekommen, wurde Jean aufs beste bewirtet und man füllte ihm immer wieder Teller und Gläser. Alle waren freundlich mit ihm, und da die Holländer gemütliche Menschen sind, fühlte er sich in der neuen Umgebung bald ganz heimisch. Die kleine siebzehnjährige Tochter des Haager Großkaufmanns, Antje, wollte wissen, ob er nicht gar schon einen Schatz habe, und als Jean errötend bejahte, mußte er erzählen, wie sie heiße, wie sie aussehe, und auf einmal erhob sich Junker van Goos, gab einem Diener einen Wink, und nach kaum einer halben Stunde trat verschüchtert die kleine Marion, die der Holländer zu Hause hatte rufen und abholen lassen, ins Zimmer. Das war nun ein Jubel! Jean spürte sich nicht vor Glück und freute sich königlich seines Schatzes, der so niedlich und nett aussah. Vor dem Weggehen drückte der alte Holländer Jean eine Banknote in die Hand.

„Und nun, Kinder, heiratet euch bald und seid glücklich! Nächstes Jahr komme ich wieder hierher und werde nachschauen, ob Ihr meinem Rate gefolgt seid."

Dann verabschiedeten sie sich, und freudestrahlend schritt Jean an der Seite seiner geliebten Marion aus dem prunkvollen Palace Hotel auf die belebte Hauptstraße von Montreux, und die beiden verzogen sich nach dem Kai, um auf einer schattigen, versteckten Bank nachzusehen, was für eine Banknote ihnen geschenkt worden war.

Beiden blieb wie auf Kommando der Mund offen.

„Tausend Franken!" stammelte Jean.

„Tausend Franken!" echote entzückt und vor Freude fast erstarrt Marion. „Nun können wir heiraten!"

Statt einer Antwort drückte er dem Mädchen einen Kuß auf die roten Lippen. Und wie es zu dunkeln begann, begleitete er sie zu den Eltern nach Territet, um erst gegen elf Uhr in Villeneuve mit der frohen Botschaft des fürstlichen Geschenkes einzutreffen und bis tief in die Nacht alles haarklein vom Palace zu erzählen.

* * *

Ein Jahr ist vergangen. Jean steht bei seinen Seilen und Tauen und schaut nach dem Häuschen am See. An einem Fenster wird der Kopf einer jungen, braunhaarigen Frau sichtbar. Sie hat ein Kindchen auf dem Arm und winkt ihm. Marion hat ein rotes Tuch umgebunden, und wie sie den Erstgeborenen, den kleinen Jean hochhält, beginnt dieser lustig zu krähen. Der Vater schwenkt seinen Hut und sendet einen frohen Jauchzer in die Luft. Hinten, da wo das Holzrad der Seilerei sich unermüdlich in seinen Angeln dreht, steht schmunzelnd der Großvater und freut sich des jungen Glücks. Bald vielleicht wird er seinen Sohn hergeben müssen, denn der reiche Holländer ist mit seinen Kindern wieder im Palace Hotel abgestiegen und hat Jean eine Stelle in seinem weitverzweigten Handelshause angeboten. Das ist für den unruhigen Geist zu verlockend, und Rudolf will ihn ziehen lassen. Die Alten bleiben der Scholle treu, die Jungen gehen ins Leben hinaus. Das ist der Lauf der Zeit. Etwas mühsam humpelt Großvater Kunz auf das Haus zu. Er muß doch dem kleinen Jean die erste Traube zeigen, welche ihm Nachbar Grosjean heute geschenkt. —

Ruhig und still liegt der weite, große See. Die Seile strecken sich lang und glatt auf ihren Pflöcken. Jean fährt liebkosend über sie und wirft noch einen glücklichen Blick nach dem Fenster, hinter welchem Marion und das Kind verschwunden sind. Dann macht er sich bereit, zum Holländer nach Montreux zu gehen, um ihm zu sagen, daß er sein Angebot annimmt und im nächsten Monat mit Frau und Kind nach dem Haag ziehen wird, wo er hofft, bei neuer Lebensweise und andern Eindrücken seine Sehnsucht nach der Weite zu stillen und auch dort ein Glück zu finden.